

"Die dummen Esle!"

Autor(en): **Gfeller, Simon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 52

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ernst Dser ist der Sohn des weiland Basler Dichters-Pfarrers Friedrich Dser (1820—1891), dessen Stimmungsvollen und gemütvollen Gedichten man noch heute öfters in den Lesebüchern unserer Schulen begegnet. Damit wissen wir, woher ihm die dichterische Ader fließt. Daß er trotz dieser Veranlagung Bankbeamter — und zwar in verantwortungsvoller Stellung an der Schweizerischen Nationalbank — geworden ist, braucht nicht zu verwundern; Gottfried Keller ist Staatschreiber geworden, welcher Beruf auch nicht gerade in seiner Begabungsrichtung lag.

Ernst Dser will nicht mit den Expressionisten unserer Tage in Konkurrenz treten. Die da glauben, ein richtiggehendes Gedicht müsse zum mindesten bei 95 Prozent der Leser unverständlich bleiben, werden ihn kaum als Dichter anerkennen. Denn bei Dsers Gedichten versteht man wirklich alles; so schlicht und klar ist der Gedanke ausgedrückt. Dsers Art ist die der Maler alter guter Schule. Er sucht und findet seine Motive in der Natur und im Menschenleben. Und er fahndet nicht nach Extravaganzen und Sensationen. Ihm genügt eine Erinnerung aus dem Jugendland, von dem er gerne im Blanderton, aber mit Wärme und Begeisterung erzählt. Er erzählt überhaupt gerne Geschaites und Erlebtes; zumeist im humorvollen, oft in satirisch-sarkastischem, gelegentlich auch in ernstem, ja pessimistischem Tone. Ihm genügt ein frisches Bildchen, am Wegrande erspäht, auf der Wanderung erlauscht, beim Gang durch die Straßen der Stadt beobachtet. Heimgekommen setzt er sich hin und malt wie der Aquarellist sein Bildchen, mit in helle Farben getauchtem gewandtem Pinsel. Wie oft müssen wir da nicht an Adolf Tiedes Bilder denken! („Wasserspiele“, „Das Herrenhaus“, „Die Bräute“, „Der tote Springquell“.)

Dser liebt das Genre. Da sieht er eine kleine Lehrenleserin, „im kurzen Röschchen um braune Beinchen“ und schaut ihr eine Weile zu; ihr fleißiges Büdchen sagt ihm: „Mach's wie das Kleinchen! Gebückt und gerafft ist besser wohl als den Tag vergafft.“ Oder er begegnet einem Leichenzug, der ihn nachdenklich stimmt, oder einem beduselnden Kutscher auf dem Droschkenbock, aus dessen verwittertem Gesicht er die Geschichte einer „Gefallenen Größe“ liest. Bald ist's ein stimmungsvolles Interieur, das ihn fesselt („Rohrstuhl“, „Die Sophaede“), bald ein bewegtes Nachtbild („Der Zeitungsverkäufer“). Dann wieder erbarmt ihn ein Elendbildchen („Die Näherin“), oder die großen Fragen der Zeit greifen an sein Herz und er sucht für seine Meinung den poetischen Ausdruck („Là-bas“ — „Soldatengräber“). Daß ihn die Woge vaterländischer Begeisterung gelegentlich zu dichterischem Schwung erhebt, ist für einen Patrioten und Freund der Heimat, wie Ernst Dser, selbstverständlich.

Das Formelle seiner Verknunft noch besonders ins helle Licht zu rücken, den Wohlklang seiner Sprache und die Gewandtheit seiner Reime hervorzuheben, ist hier überflüssig. Wenn wir noch auf den schmutzen Einband und schönen Druck des Buches hinweisen, so dürften wir genug gesagt haben, um in manchem Leser den Wunsch nach seinem Besitze zu entfachen.

H. B.

„Die dummen Esle!“

Von Simon Gfeller.

In der Poststube zu Dürrenfeld standen zwei Briefträgerfrauen beieinander. Sie waren eben mit dem Sortieren der Morgenpost fertig geworden und tauschten Gedanken aus über ihre Männer und die kommenden Festtage.

„Weihnachten und Neujahr sind mir immer am zuwidersten“, sagte Frau Krieg, die Jüngere der beiden. „Nicht etwa, weil es von Jahr zu Jahr mehr zu vertragen gibt, sondern weil das für meinen Mann die gefährlichste Zeit des ganzen Dienstes ist. Er ist ja nichts weniger als ein Trinker, schafft zwischen den Dienststunden jeden freien Augenblick auf unserem kleinen Gütchen, geht mir an die

Hand, wo er kann, müht sich um die Kinder, hält Sorge zum Geld, kurz, er ist ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch. Aber um Weihnacht und Neujahr lebe ich beständig in Angst und Sorge um ihn. Fast in jedem Hause bietet man ihm zu trinken an, hier Wein, dort Schnaps oder Schnapskaffee und nötigt ihn, bis er nimmt. Und er verträgt nicht viel. So kann es denn wohl geschehen, daß er abends einen Rausch hat, auf dem Heimwege im Wirtshaus einkehrt, um den Nachdurst zu löschen und daß er dann sitzen bleibt bis Mitternacht und in völlig unzurechnungsfähigem Zustande nach Hause kommt. Es ist ein Elend; immer muß ich denken, er könnte einmal liegen bleiben und erfrieren. Wenn ihm die Leute, die ihm wohl wollen und ihn gern haben, doch einen Teller warme Suppe oder eine Tasse Milchkaffee anbieten würden statt des blöden Gefüffes, das ihm so schlecht anschlügt! Aber sie halten den Wein für etwas viel Kostbareres und bedenken nicht, wohin es führt, wenn sich das vor jeder Tür wiederholt. Bedenken in ihrem gutgemeinten Unverständnis nicht, was sie ihm und mir antun und haben noch ihre Freude daran, wenn es ihnen gelingt, ihm einen Sarras anzuhängen.“

„Da brauche ich gottlob keinen Kummer zu haben“, erwiderte Frau Reber, die Ältere. „Mein Christen hat in seinem ganzen Leben noch nie einen Rausch heimgebracht, dem können sie lange anbieten, es nützt ihnen nichts. Ein Glas oder zwei trinkt er, und dann ist es fertig; er dankt und geht und kommt mir ordentlich nach Hause. Eher würde sich die Welt rückwärts drehen, als daß er einen Rausch heimbrächte.“

„D, du Glückliche“, seufzte die Jüngere, „wie bist du zu beneiden. Wenn meiner so wäre, ich weiß nicht, was ich ihm zuliebe tun könnte.“

Dann gingen sie an ihre Vertragung.

Es war nachmittags zwischen Vier und Fünf, als sie einander wieder in der Poststube trafen, um die Abendpost in Empfang zu nehmen und zu erledigen; denn die Wackern nahmen ihren Männern einen Teil der Dienstverrichtungen ab. Als sie mitten in der Arbeit steckten, tönte lautes Lachen und Gejohle von der Dorfgasse hinein. Schulkinder waren's und die emsigen Frauen achteten anfangs wenig auf den tollen Lärm. Aber plötzlich hörten sie schreien:

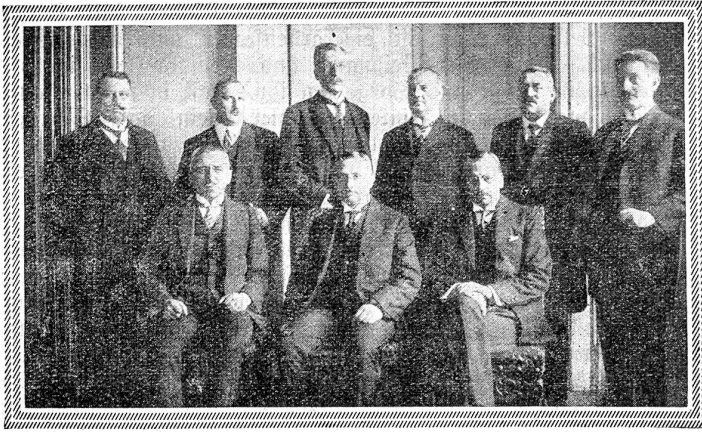
„Räber-Drätti isch volle, uh, Räber-Drätti isch volle!“

Zugleich gewahrte Frau Reber, wie ihr Mann im Zidzad durch die Dorfgasse hinunter taumelte und just vor dem Postgebäude in den Seitengraben hinaus segelte, so lang er war, daß das Geschlapp hoch auf spritzte. Da wurde die gute Frau einen Augenblick schier zu einer Salzsäule: Ihr Mann, einer der pünktlichsten, zuverlässigsten, nüchternsten und solidesten Angestellten der ganzen eidgenössischen Postverwaltung längelang im Geflotsch des Seitengrabens, ein Spott der Schulkinder!

„Herr Jesusgott, ist das möglich“, stieß sie heraus, ließ alles fallen und eilte hinaus. Ihr Mann hatte sich mühsam auf die Knie erhoben; aber als er aufstehen wollte, verlor er neuerdings das Gleichgewicht und stürzte. Denn mit den Händen hielt er krampfhaft die Posttasche zu und murmelte in einem fort: „Nüt verliere, nüt verliere, nüt verliere!“ Die Frau faßte ihn am Arm, half ihm auf die Beine, stützte ihn, trocknete ihn mit der Schürze ab und führte ihn ins Postlokal hinein. Dort nahm sie ihm die Posttasche ab, wogegen er sich anfangs heftig sträubte und bettete ihn auf die Wandbank.

„So haben sie es doch einmal fertig gebracht, dich zu füllen! Da kann man meinen und sich auflaffen, den Besten verführen sie, die Esle, die Esle, die dumme Esle“, schimpfte sie sich dabei die Empörung vom Herzen. „Und du kannst jetzt lachen“, sagte sie zu ihrer Gefährtin.

„Es ist mir gar nicht ums Lachen“, beteuerte diese, obgleich ihr eine kleine Genugtuung aus den Augen strahlte. „Aber mit meinem Manne will ich in Zukunft doch etwas mehr Geduld haben, wenn er einmal über die Schnur haut.“



Das neue österreichische Ministerium.

Sitzend von links: Vizekanzler und Justizminister Dr. Waber, Kanzler und Minister des Innern Dr. Ramek, Finanzminister Dr. Ahrer. — Stehend von links: Buchinger (Ackerbau), Dr. Schneider (Unterricht), Dr. Mataja (Außenwes.), Vaugoin (Seewesen), Dr. Reisch (Soziale Verwaltung), Dr. Schürff (Handel und Verkehr).

Demn wenn das am grünen Holze geschieht, was soll denn aus dem weniger tiefverwurzelten werden? Wenn sogar dein Musterehemann einmal unterliegen kann, dann fehlt's sicher nicht bei ihm, sondern bei den andern, den Eseln, wie du sie genannt hast."

Bei einem Trunk heißen Kaffees hat sich dann auch der Reber-Drättli soweit erholt, daß ihn seine bessere Hälfte nach Hause bringen konnte. Und zu sagen bleibt nur noch eins: Es war der erste und letzte Kaufsch des braven Briefträgers und nicht ihm, dem Wadern, zur Schande soll diese Geschichte hier erzählt sein, sondern zur Schande jener andern, die ein boshaftes Vergnügen daran finden, andere zu Falle zu bringen.

Aus dem Tagebuch eines Auslandsschweizers in Deutschland.

Vor den Reichstagswahlen vom 7. Dezember wurde mir unter der Menge anderer Flugblätter auch ein schwarz-weiß-roter Kalender in die Hand gedrückt. Er trug die Aufschrift: „Noch ein Ruck nach Rechts! dann steht 1925 im Zeichen Schwarz, Weiß, Rot.“

Mit diesem Ruck nach rechts ist nun freilich nichts geworden. Das deutsche Volk hat anders entschieden. Es ist ein Ruck nach der Mitte gewesen, sogar ein bißchen nach links. Immerhin bleibt beachtlich, daß sich die beiden großen schwarz-weiß-roten Gruppen (Deutschnationale Volkspartei und Deutsche Volkspartei) in wesentlichem Maße konsolidiert haben. Von Bedeutung ist dies, weil in dem Kampf um Monarchie und Republik — etwas anderes war ja dieser Wahlkampf nicht — das Hauptkontingent der monarchistischen Truppen von jenen Volksschichten gestellt wird, die man die „gebildeten Kreise“ nennen kann. In der Mehrzahl haben Ärzte, Oberlehrer, Dozenten, Pfarrer, höhere Beamte u. deutschnational gestimmt. Allerdings haben erstklassige Vertreter der Intelligenz, einige Schriftsteller, Künstler, Universitätslehrer, einen demokratischen Aufruf erlassen, aber das ist — leider — eine geringe Minorität.

Wir kennen in der Schweiz die deutschnationalen Herrschaften recht gut. In unsern Kurorten und Fremdenplätzen begegnen wir ihnen, und es sind ganz respektable Leute. Sie haben — wenn man von den typischen Eigenschaften des reisenden Deutschen abieht — eine gute Kinderstube gehabt, sie haben Bildung und Kultur, sie sind tüchtig u. Aber gemessen an diesen ihren guten Eigenschaften sind sie von einer unglaublichen politischen Borniertheit. Man kann schließlich jede politische Ueberzeugung achten, aber man muß dabei voraussetzen können, daß es eine Ueberzeugung ist, die aus geistigen Bemühungen um sie heraus-

gewachsen ist. Aber gerade diese Kreise, die den natürlichen Mutterboden der Intelligenz eines Volkes bilden sollten, lassen sich von Phrasen, deren Hohlheit durchsichtig wie Glas ist, zu unbedingt ins Schlepptau nehmen. Denn zum Gebildetsein gehört auch Weite des Blicks, Ueberschau weltgeschichtlicher und weltpolitischer Zusammenhänge, gehört die Fähigkeit zur Kritik, zu gesunder Ironie sich selbst gegenüber. Der Deutsche ist noch zu sehr Untertan, auch geistig. Die Parole macht es aus. Darum identifiziert er sich völlig mit der Partei, bei der er das Heil zu finden hofft, und deckt auch menschlich, als Persönlichkeit, alle Unzulänglichkeiten und Verirrungen des parteipolitischen Betriebs von der Hirnlosigkeit eines im Solde stehenden Parteisekretärs bis zu den Verbrechen gedungener Mordbuben. Ich weiß, daß man als Mitglied einer Partei manches persönliche, intellektuelle oder moralische Opfer zu bringen hat. Das ist überall und immer so. Aber es gibt gewisse Grenzen, hinter denen nur noch der Mensch maßgebend sein darf. Daß solche Grenzen bestehen, und wo sie verlaufen, das ist das Entscheidende für die kulturelle Rangstufe eines

Volkes. Und wie es damit in Deutschland bestellt ist, lassen symptomatisch die Berichte über die Wahlkämpfe erkennen, das erhellt der Haß zwischen den Klassen und Parteien. Im Untertan ist der Mensch tot. Man lese Berichte deutscher Zeitungskorrespondenten über die Wahlen in England. Dort ist der Gentleman immer Herr der Lage. Dazu halte man die Erlebnisse des demokratischen Kandidaten Georg Bernhard, dem Chefredakteur der „Bosfischen Zeitung“, der sich auf dem Wege zu Wahlversammlungen unter starken polizeilichen Schutz stellen lassen mußte.

Ich spreche als Schweizer über diese Dinge, nicht weil wir Schweizer uns überlegen und kritisch in Angelegenheiten mißhen wollen, die schließlich nur Deutschland etwas angehen. Diese Kritik ist Kritik an uns. In dem Sinne: wir standen einst im Banne des Schlagwortes „deutsche Kultur“. Wir haben das goldene Kalb der Wirtschaftsblüte Deutschlands angebetet. Das letzte Jahrzehnt hat uns darin eine Korrektur gebracht. Wir sind skeptischer geworden und haben dabei schweizerisches Selbstbewußtsein zurückgewonnen. Die kleinste Gefahr, die uns droht, ist die der Isolierung. Wir sind wirtschaftlich zu sehr mit dem Ausland verknüpft. Diese Verknüpfung bringt auch kulturelle Beeinflussung mit sich. Und hier müssen wir auf der Hut sein. Es gab einmal eine Zeit, wo wir deutsches Wesen kopierten, wo in Zürcher Familien, die Anspruch auf den Besitz höherer Bildung erhoben, Hochdeutsch als Umgangssprache gepflegt wurde, wo das billige, rote Alltagsbrot unser geistiges Brot war, wo der Berliner Nachtbetrieb des jungen Mannes Wunschwelt wurde, wo wir in Byzantinismus (Kaisermanöver!) machten. Um echten Schweizertums willen müssen wir nach allen Seiten hin skeptischer werden, müssen bevor wir assimilieren, prüfen und das Beste behalten und verarbeiten.

Es ist Pflicht des Schweizer, der im Auslande lebt und aus der Nähe heraus tiefer in das Wesen der Dinge in der Fremde hineinzusehen vermag, die Heimat in irgend einer Form auf Gutes und Vorbildliches hinzuweisen, aber auch zu warnen vor Ueberschätzung der Fremde.

Der wirtschaftliche und kulturelle Austausch ist eine wichtige und normale Funktion des Völkerlebens. Wir werden aus natürlichen Entwicklungsnotwendigkeiten wieder stärker mit Deutschland in Fühlung kommen. Was die kulturellen Begleiterscheinungen dieses Vorganges anlangt, so müssen wir uns nüchtern sagen, es gab nie und wird nie geben ein deutsches Wesen, an dem die Welt genesen kann. Aus sich selbst muß jedes Volk wachsen. -fas.-

Sinnspruch.

Das ist der Lebensweisheit letzter Schluß:
Der Mensch soll wollen können, was er muß.